

Thema Deutsch. Band 11

Grammatik wozu?

Vom Nutzen des Grammatikwissens
in Alltag und Schule

Herausgegeben von Mechthild Habermann

Dudenverlag
Mannheim · Zürich

Die Grammatik des Deutschen – sprachtypologisch betrachtet

Nach dem von WHORF formulierten sprachlichen Relativitätsprinzip werden Menschen, die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benutzen, durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt. Sie sind daher als Beobachter einander nicht äquivalent, sondern gelangen zu irgendwie verschiedenen Ansichten von der Welt (vgl. Whorf 1963: 20). Dass Systeme von begrifflichen Unterscheidungen von Sprachgemeinschaft zu Sprachgemeinschaft verschieden sind, ist eine Idee, die letztlich HUMBOLDTS Vorstellung von einer „sprachspezifischen Weltansicht“ nahekommt (vgl. Dietrich 2005: 306 f.). Versucht man aber eine Antwort auf die Frage zu geben, „was für eine Sprache das ist“, die eine solche Weltansicht zum Ausdruck bringt, befindet man sich im Aufgabenbereich der Sprachtypologie, einer Forschungsrichtung, „die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Sprachen der Welt, insbesondere die Regelmäßigkeiten und Grenzen, die innerhalb der Verschiedenheit beobachtet werden können“, untersucht (Haspelmath et al. 2001: VII). Dabei werden durch Aufdeckung von allgemeinen Ordnungsprinzipien sprachliche Universalien erforscht.

Die Sprachtypologie war im 19. Jahrhundert ausschließlich morphologisch orientiert und ordnete Sprachen starren Sprachtypen zu. Demnach ist das Deutsche eine vorwiegend „fusionierende Sprache“. Im Gegensatz zu „isolierenden Sprachen“, die kaum oder keine gebundenen Morpheme verwenden, sondern separate Wörter (z. B. Chinesisch, Vietnamesisch), oder „agglutinierenden Sprachen“ mit gebundenen Morphemen für jeweils eine grammatische Kategorie (z. B. Türkisch, Baskisch, Quechua, Swahili, Inuktitut) sind bei fusionierenden Sprachen mehrere grammatische Kategorien in einem Affix fusioniert, z. B. Nom., Gen., Dat., Akk. Pl. *Frau-en*. In der Grammatikographie hat sich heute aber der funktional-typologische Ansatz durchgesetzt. Es geht also nicht nur um die reinen Strukturen, sondern auch um die von diesen erfüllten Funktionen und damit um die zugrunde liegenden Konzeptionen. Nun werden derartige Untersuchungen zumeist synchron betrieben: Man klassifiziert Sprachen aufgrund grammatischer Eigenschaften, d. h. ohne Rückgriff auf historisch-genetische Zusammenhänge (z. B. in den Forschungen zum „Standard Average European“).

Nimmt man aber mit COMRIE (1989) an, dass nicht diejenigen Merkmale die typologisch relevanten Merkmale sind, die alle Sprachen der Welt verbinden, sondern diejenigen, die an gemeinsamen Merkmalen in einer gegebenen Gruppierung bleiben, so machen einen solchen Zusammenschluss zweifellos die indogermanischen Sprachen aus. Da nun ererbte Verwandtschaft zu einem bestimmten Teil die typologische impliziert, weil „was durch Entstehung verwandt ist, [es] auch seinem Wesen nach“¹ ist, kann man fragen, welche grammatischen, für das Indogermanische spezifischen Merkmale diese Sprachen teilen. D. h., es stellt sich die Frage, welche Merkmale die indogermanischen Sprachen von dem zugrunde liegenden Sprachtyp des Indogermanischen übernommen haben. Unter einem „Typ“ wird hier ein Bündel aufeinander abgestimmter, harmonischer Merkmale verstanden (vgl. Ineichen 1991: 42). Beschränkt man sich auf die heutigen germanischen Sprachen, so ist diese Fragestellung besonders gut am Deutschen überprüfbar,² weil diese Sprache mehr Züge des indogermanischen Sprachtyps repräsentiert als das Englische, Niederländische oder die skandinavischen Sprachen. Im Folgenden geht es demnach um das grammatische „Gerüst“ der deutschen Gegenwartssprache, das als nicht hinterfragbares Erbe aus der indogermanischen Grundsprache stammt.

1 Verner'sches Gesetz

In der Phonologie hat der Konsonantenwechsel, der sich durch das Verner'sche Gesetz im Germanischen ergeben hat, seine Ursache in indogermanischen Akzentverhältnissen: Nachdem durch die erste oder germanische Lautverschiebung die indogermanischen Okklusive verschoben worden waren, wurden im Germanischen die stimmlosen Reibelaute zusammen mit s zu stimmhaften Reibelauten, wenn der Akzent im Indogermanischen nicht auf dem vorausgehenden Vokal lag. Besonders regelmäßig trat dieser Wandel im Präteritum der starken Verben ein, welches das indogermanische Perfekt fortsetzt. Im Singular lag der Akzent auf der Wurzelsilbe, im Plural (und im Partizip) auf der Endung.

Der grammatische Wechsel ist, mit lautlichen Modifikationen, noch im heutigen Deutschen zu erkennen: *kiesen* – *erkoren*, (*be*)*dürfen* – *darben*, *schneiden* – *schnitten*, *sieden* – *gesotten*, *ziehen* – *gezogen*. Unter welchen Umständen derartige Irregularitäten im Neuhochdeutschen beseitigt wurden, kann an dem Verb *kiesen* aufgezeigt werden. Das mittelhochdeutsche Paradigma *kiesen*, *ih kiuse* – *er kōs* – *wir kuren* – *gekoren* wurde mit der Zeit durch *wählen* ersetzt, wodurch sich die Gebrauchsfrequenz

¹ STEINTHAL (1850: 4) bei INEICHEN (1991: 36); LEHMANN (2003).

² Vgl. LANG/ZIFONUN (1996) zu synchronen Phänomenen.

von *kiesen* verringerte. Da sich die Sprachbenutzer die lexikalisierten Formen auf Dauer nicht merken konnten, wurden die irregulären, fusionierenden Formen analogisch ausgeglichen und eher separierend ausgedrückt (*ich habe gekürt*; Nübling et al. 2008: 56). Hinsichtlich des grammatischen Wechsels ist typologisch von Interesse, dass es auch in anderen altindogermanischen Sprachen akzentbedingte Konsonantenvariationen gibt.³

2 Ablaut

Ein Phänomen, das mit dem indogermanischen Wortakzent in Verbindung gebracht wird, ist auch der Ablaut, ein Vokalwechsel innerhalb etymologisch zusammengehöriger Wörter und Wortteile. Wie der qualitative und quantitative indogermanische Ablaut *e*(-Vollstufe)/*o*(-Vollstufe), *ē*(-Dehnstufe)/*ō*(-Dehnstufe), *0*(-Schwundstufe) im Altindischen und Altgriechischen – Sprachen, die den indogermanischen Wortakzent am reinsten erhalten haben – zeigen, ist er tatsächlich oft an den Akzent gebunden. So erscheint z. B. im Falle von aind. *ás-ti* ‚er ist‘ – *s-ánti* ‚sie sind‘ die vollstufige betonte Wurzelform im Singular und die schwundstufige unbetonte Variante im Plural. Der Ablaut des Indogermanischen wird so der Morphologie zugeordnet. Doch ist schon in der Grundsprache die Kombination von Schwundstufe und Unbetontheit nicht immer vorhanden; vgl. idg. **u̯lkʰo-* ‚Wolf‘ (aind. *v̥ka-*, urgerm. **wulxʰa-* mit Assimilation zu **wulfa-*, dt. *Wolf*).

Im Germanischen jedenfalls ist der Ablaut als zentrales Ausdrucksmittel bewahrt und ausgebaut worden, wie vor allem die starken Verben zeigen, z. B. *singen*, *sang*, *gesungen*.⁴ Das einzige Verb, das in althochdeutscher Zeit den starken Verben hinzugefügt wurde, ist jedoch das aus lat. *scribere* entlehnte Verb *scriban*. Während im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen die auf das indogermanische Perfekt zurückgehenden ablautenden Stammvokale nicht nur zur Bezeichnung der Tempora, sondern zum Teil auch der Numeri dienten (vgl. 1.), wird in der frühneuhochdeutschen Epoche der Funktionsbereich des Ablauts bei den starken Verben auf die Tempora beschränkt, da die Kategorie Tempus für das Verb am meisten Relevanz hat: mhd. *helfen*, *hilfe*, *half*, *hulfen*, *geholfen* – nhd. *helfen*, *helfe*, *half*, *halfen*, *geholfen*. Ausgangspunkt

³ So werden die uriranischen akzentuierten Lautfolgen **-árk-*, **-árp-*, **-árk-*, **-árp-* im Avestischen zu *-ahrk-*, *-ahrp-*, *-ahrk-*, *-ahrp-*; z. B. jungavestisch *mahrka-* ‚Tod‘, *vahrka-* ‚Wolf‘ (vgl. aind. *v̥ka-*; s. u.). In ähnlicher Weise entwickelten sich die akzentuierten Lautfolgen uriran. **-árt-*, **-árt-* im Avestischen (über **-áhr-*, **-áhr-* > **-áh̥-* **-áh̥-*) zu *-aš-* bzw. *-əš-*, unakzentuiert dagegen zu *-arət-*, *-ərət-*; vgl. altavestisch/jungavestisch *mašīia-* ‚Mensch‘ (< **mártija-*; aind. *márt.ya-*; aav./jav. *aməša-* ‚unsterblich‘ (< **amárta-*; aind. *am̐ta-*) vs. jav. *mərəta-* ‚gestorben‘ (< **mərətá-*; aind. *m̐tá-*) (vgl. Schaffner 2001: 67).

⁴ Zur Systematik des Ablauts im Neuhochdeutschen unter Verwendung unter-spezifizierter Stammparadigmen vgl. WIESE (2004).

für diese Entwicklung können die im Singular und Plural Präteritum übereinstimmenden Vokalismus aufweisenden Verben der 6. und 7. starken Klasse gewesen sein (mhd. *fuor(en)*, *heiz(en)*). Spuren von dem der alten Numerusunterscheidung dienenden Perfektablauf (nhd. veraltet *ward – wurden*), zumeist kombiniert mit Umlaut⁵, finden sich im Neuhochdeutschen aber noch in den Modalverben.⁶

Ein uralter Ablaut kommt auch sonst in Verben vor.⁷ Die hohe Gebrauchsfrequenz sichert hier das Überleben solcher Verben. Auch in der nominalen Wortbildung ist der Ablaut im heutigen Deutschen sichtbar, z. B. *Trank*, *Trunk*, *Band*, *Bund*. Insbesondere bei der „internen Ableitung“ von Substantiven aus Verben kamen im Mittelhochdeutschen noch ablautende Formen vor; z. B. *undersaz* ‚Unterlage, Stütze‘ (von *undersetzen*). In der deutschen Gegenwartssprache wird der Ablaut jedoch nicht mehr für derartige Neubildungen verwendet (Motsch 2004: 2). Nur noch im Westgermanischen produktiv war eine andere Form der „internen Ableitung“ bei Substantiven, die sogenannte *V̆ddhi*, ein Terminus der altindischen Grammatiker, der sich zur Bezeichnung einer vor allem im Altindischen durch Dehnstufe und Akzentverschiebung charakterisierten Ableitung eingebürgert hat.⁸

3 Silbensprache – Wortsprache⁹

Das älteste Deutsch war wie das Indogermanische eine Silbensprache (vgl. aind. *cakara* ‚ich habe gemacht‘). D. h., Vollvokale kommen in allen Wortpositionen vor (z. B. *sunna*, *himil*, *eino*), Vokallänge erscheint in be-

⁵ Zum Umlaut als einem „transkategorialen Pluralmarker“ vgl. NÜBLING (2008). Anders LÜHR (1987).

⁶ Die Modalverben beruhen auf den sogenannten germanischen Präteritopräsentien und damit zum Teil auf dem indogermanischen Perfekt (vgl. 1.), z. B. mhd. *weiz*, *wizzen* (aind. *véda*, *vidmá*, gr. *οἶδα*, *ἵσμεν* aus *ἴδμεν*, nhd. *weiß*, *wissen*; mhd. *kan*, *kunnen/künnen*, nhd. *kann*, *können*). Der Funktionsbereich dieser Verben wird im Neuhochdeutschen ausgebaut, aber nicht mit einer ablautenden, sondern mit einer umgelauteten Form. So wird die Verbform *ich möchte* von vielen deutschen Muttersprachlern nicht mehr als Konjunktiv-Imperfekt-, sondern als Indikativ-Präsens-Form angesehen.

⁷ Z. B. außer in *ist – sind* (vgl. 1.) in nhd. *tut*, ahd. *tuot*, idg. **d^héd^hoh₁ti* (vgl. aind. *dád^hāti* ‚er setzt, legt, stellt‘).

⁸ Das bekannteste Beispiel ist dt. *Schwager*, ahd. *swāgur*, mndd. *swāger* (< idg. **suekuro-*), eine Zugehörigkeitsbildung zu älterem nhd. *Schwäher* ‚Schwiegervater‘, ahd. *swehur*, aind. *śvāsura-*, gr. *ἐκυρός* (mit Akzentverschiebung), lat. *socer*, lit. *šėšuras* (< idg. **suekuro-*), das wiederum zu ält. nhd. *Schwieger* ‚Schwiegermutter‘, ahd. *swigar*, ae. *sweger*, anord. *sværa*, lat. *socrus*, aind. *śvaśrūh* (< uridg. **suekrūh₂*) gehört. Diese Wörter sind somit schon lange Zeit Bestandteile des Lexikons und keine Instanzen des Ablauts mehr.

⁹ Zum Folgenden NÜBLING ET AL. (2008: 22 ff., 40 f.); SZCZEPANIAK (2007).

tonten wie unbetonten Silben, die Silben sind einfach strukturiert, die Wörter können mehrere Silben haben. Auch im Gegenwartsdeutschen hat man mehrsilbige unkomponierte Wörter, z. B. *Bottich* (mhd. *botech*, ahd. *boteh*), *Kürbis* (mhd. *kürbiz*, ahd. *kurbiz*). Der Vokal der zweiten Silbe ist aber deswegen nicht geschwunden, weil sich schwer aussprechbare Konsonantenfolgen ergeben hätten (z. B. **kürbz*). Und bei zweisilbigen Wörtern wie *Zunge*, *Sünde*, *Bote* diente die Zweisilbigkeit dazu, anzuzeigen, dass es sich um Feminina bzw. um schwache Maskulina handelt. Vielmehr entwickelt sich das Deutsche, wahrscheinlich durch einen starken Anfangsakzent bedingt, zunehmend zu einer Wortsprache; dies zeigt sich u. a. daran, dass offene Silben zuweilen durch komplexe Konsonantengruppen geschlossen sind oder wortauslautende Silben extrasilbische Elemente zeigen (z. B. *gibst*, *flugs*). Dadurch wird die Größe des unkomponierten phonologischen Wortes, also die Silbenzahl, beschränkt, die betonte Silbe gegenüber der unbetonten hervorgehoben, die Zusammengehörigkeit des gesamten phonologischen Wortes verdeutlicht, die Silbenränder werden gestärkt. Seit dem Mittelhochdeutschen stellt der Trochäus (x̄x) die ideale Größe des phonologischen Wortes dar. Die Mehrzahl der einheimischen nicht komponierten Wörter wird so einsilbig (z. B. *Mund*, *Korb*, *Milch*), damit im Plural die trochäische Form nicht überschritten wird. Auch die Entstehung von Fugenelementen in Komposita (z. B. *Ei-er-schale*) ist eine Konsequenz der wortsprachlichen Entwicklung des Deutschen, da dadurch das phonologische Wort immer deutlicher konturiert wird.

4 Nominale Kategorien

4.1 Genus

Die drei Genera Maskulinum, Femininum, Neutrum des graecoarischen Zweigs des Indogermanischen finden sich noch im Neuhochdeutschen (das Hethitische hat nur eine Zweiteilung, *commune* und *neutrum*). Mit dieser Dreiheit unterscheiden sich die Abkömmlinge der indogermanischen Sprachfamilie von allen anderen Sprachkreisen der Erde, die, sofern sie überhaupt ein Genus kennen, nur zwei Genera besitzen. Nach GREENBERG (1963) existiert Genus nur in solchen Sprachen, die auch eine Numerusunterscheidung haben. Es handelt sich also um ein implikatives Universale (Ineichen 1991: 29). Nach heutiger Auffassung ist Genus eine Art von Nominalklassensystem, wobei die Klassen morphologisch unterschiedlich markiert werden. Diese Klassen sind sowohl für das Deutsche wie für die altindogermanischen Sprachen nicht vorhersagbar. Doch wird das Genus der Substantive wenigstens

teilweise durch semantische, morphologische und lautliche Faktoren bestimmt (Personenbezeichnungen, Ableitungen z. B. auf *-ei*, Wörter auf *-ft* wie *Luft*).

4.2 Person, Numerus

Das Deutsche hat wie das Indogermanische drei Personen, 1., 2., 3. Im nominalen Bereich zeigen die Pronomina am deutlichsten diese Unterscheidung: *ich, du, er*; lat. *ego, tu, is*. Von den drei Numeri, Singular, Plural und Dual, sind der Singular und Plural im Deutschen erhalten. Im Bairischen werden beim Pronomen der 2. Person aber alte Dualformen als Plural verwendet: bair. *ös ,ihr' < ,ihr beide', enk ,euch' < ,euch beiden'*.¹⁰ Auch sonst erscheinen in indogermanischen Sprachen Dual- für Pluralformen, z. B. in der hethitischen Personalendung 1. Pl. *-weni*. Während die Flexionsendungen der deutschen Substantive im Verlauf der deutschen Sprachgeschichte ihre kasus kennzeichnende Funktion mehr und mehr einbüßen, bleibt deren numerusunterscheidende Funktion dagegen weitgehend erhalten (vgl. Roelcke 1997: 172).

4.3 Kasus

Von den acht Kasus des Indogermanischen (Vokativ, Nominativ, Akkusativ, Instrumental, Dativ, Ablativ, Genitiv, Lokativ) leben im Deutschen der Nominativ, Akkusativ, Dativ und Genitiv fort (das Althochdeutsche hat noch einen Instrumental und Spuren des Lokativs). Der Vokativ fiel mit dem Nominativ zusammen; Dativ, Instrumental, Lokativ und z. T. auch der Ablativ wurden in einem einzigen Kasus vereinigt, dem Dativ. Formal beruht dieser Kasus auf alten Dativen, indogermanischen Instrumental- und Lokativformen. Einen Teil der Funktionen des alten Ablativs, soweit sie nicht im Dativ aufgingen, übernahm der Genitiv. In den indogermanischen Sprachen ist der Nominativ das höchste Argument, das kanonische Subjekt. Zusammen

¹⁰ Sie sind zuerst bei dem Österreicher ENIKEL (ca. 1280) belegt: Nom. *e3*, Dat., Akk. *enk*, Possessivpron. *enker*. Im klassischen Mittelhochdeutschen kommen sie nicht vor. Ebenfalls mit Pluralbedeutung finden sich Dualpronomina im südlichen Westfalen; sie gehen auf die altsächsischen Dualformen *git, inc* ‚ihr beide, euch beide(n)‘ zurück; vgl. auch fries. 1. Dual *wat, unk, unk(en(s))*, 2. Dual *(j)at, junk, junk(en(s))*. Auch im Isländischen sind die alten Dualpronomina zu Pluralen geworden. Der einzige Überrest des Duals ist das Pronomen *begge* ‚beide‘; vgl. *begge to* ‚die beiden‘ gegenüber *alle tre* ‚alle drei‘. Im Bairischen müssten umgekehrt Fügungen wie *zwischen enk (beiden)* ‚zwischen euch beiden‘ mit der Zeit für mehr als zwei Adressaten verwendet worden sein: *zwischen enk* ‚zwischen euch‘.

mit dem Akkusativ bildet dieser Kasus die strukturellen Kasus, denen die inhärenten oder lexikalischen Kasus Dativ und Genitiv gegenüberstehen; z. B. *er hilft ihr; er gedachte seiner Freunde*. Für die Kodierung von Argumenten mit Markern gibt es zwei Varianzparameter: 1. Kopfmarkierung vs. Dependenzmarkierung; 2. Nominativ-Akkusativ-Markierung vs. Ergativ-Absolutiv-Markierung. Das Deutsche ist wie die anderen indogermanischen Sprachen eine vorwiegend dependenzmarkierende Sprache, d. h., die Beziehung zwischen dem Verb und seinen Argumenten ist am Argument sichtbar: *Ich helfe d-en* (DET-Dat. Pl.) *Kind-ern* (Dat. Pl.). Das Deutsche gilt wie das Indogermanische als Nominativ-Akkusativ-Sprache (Müller 2008). Doch erscheinen auch oblique Subjekte; z. B. *mich wundert, lat. pudet mē* ‚mich beschämt‘.

4.4 Starkes – schwaches Adjektiv

Im Deutschen kann jedes Adjektiv stark und schwach flektiert werden. Diese Flexion ist syntaktisch gesteuert. Wenn dem Adjektiv ein Artikelwort mit Flexionsendung vorangeht, wird das Adjektiv schwach flektiert, sonst stark. Die beiden Flexionsarten sind eine Neuerung des Germanischen. Die starke Flexion war wie in den verwandten indogermanischen Sprachen (z. B. lat. *bonus, bona, bonum*) ursprünglich mit der vokalischen Substantivflexion identisch, wobei aber im Germanischen vielfach Endungen der Pronominaldeklination übernommen wurden (vgl. Nom. Sg. M. ahd. *blintēr*, mhd./nhd. *blinder* mit ahd./mhd./nhd. *der*; Dat. Sg. M. N. ahd. *blintemu* mit ahd. *demu*). Die schwache Flexion stimmte dagegen mit den substantivischen *n*-Stämmen überein. In der Grundsprache hatten die *n*-Bildungen individualisierenden Charakter, wie z. B. gr. *στραβων* ‚Schielender‘, eigtl. ‚der Schielende‘ vs. *στραβος* ‚schielend‘. Die schwachen Adjektive werden heute so mit dem bestimmten Artikel verbunden und dienen der Anzeige von Definitheit.

4.5 Suppletivismus

Beim Personalpronomen der 1. Person Singular und der 1. und 2. Person Plural findet sich ein uralter Suppletivismus: nhd. *ich – mich; ich – wir; du – ihr*. Vgl. aind. *ahám* ‚ich‘ – *mām* ‚mich‘; *ahám* ‚ich‘ – *vayám* ‚wir‘; *tvám* ‚du‘ – *yūyám* ‚ihr‘. Diese Distribution erklärt sich folgendermaßen:

Da die altindogermanischen Sprachen *pro-drop*-Sprachen sind, wird das pronominale Subjekt nur bezeichnet, wenn es fokussiert, in der Regel Kontrastfokus, ist. Äußeres Kennzeichen dafür ist im Altindischen der Wortakzent beim frei stehenden Pronomen, auch andere Markierungen, eben Suppletivismus, kommen vor. Der Grund für diese Auszeichnung ist, dass das Subjekt normalerweise Topik-Aspirant ist und